

Phinele.

Roman von Ludwig Hoffmann.

25 Fortsetzung.

Raddruck verboten.

Aber man konnte auch da nicht vorwärts kommen, wenn Phinele nicht aus dem beherrschenden Einfluß des Rufens end- lich befreit wurde. Und da wollte nun Will sich opfern — auf die Gefahr hin, daß der Sohn Phineles ins Ungewisse fern- gehen werde. Frau Gerlinde erfuhr nun, wohin das Geld ver- muthlich gewandt war, das Phinele so flehentlich erbeten hatte, und alle waren überzeugt, daß der Rufse das unerfab- rene Ding ausbeuten wollte, das er aus irgend welchen Grün- den für reich hielt. Will entkam sich auch der unterschiedenen Annäherungsversuche, die Waffel unternommen hatte, als die ersten Gerüchte von dem märchenhaften Reichtum der „Ame- ritanerin“ an der Akademie herumgetragen wurden. Will hatte von Anfang an einen überwindlichen Widerwillen gegen Waffel empfinden, und sie war zu abweisend gewesen, daß er gar nicht gemalt hatte, mit Subjungen oder, wie der eine und andere es gelegentlich tut, mit einer Witte an sie heranzutreten. Zwar zu Subjungen wollte Will es auch jetzt keinesfalls kommen lassen. Ein hübschen Romdöde aber konnte sie schon spielen, um ihn zutraulicher zu machen und ihn mit feiner Gelbndt zu sich herüber zu ziehen. Es schadete nichts, wenn das Spiel auch wirklich Geld kostete — er sollte sogar reichlich Geld haben, wenn er nur Phinele freigab.

Das letztere kehrte Will nun freilich für sich. Es wider- sprach ihrer ganzen Art, sich aufzuspielen, Dank anzunehmen oder sich bewundern zu lassen. Und sie fürchtete auch, Frau Gerlinde könnte nicht einverstanden sein, wenn sie erfuhr, daß mit der kleinen Romdöde ernste Gedächtnis verbunden seien. Den beiden Frauen mußte also die bestimmte Versicherung genügen, daß Will die Fremde in der besten, gesunden Art Willis, das selbst Frau Gerlinde hoffen ließ, das Experiment werde gelingen.

Frau Gerlinde gab aber trotzdem die Hoffnung nicht auf, daß Phinele sich ihr noch anvertrauen werde und zu einer vertraulichen Aussprache ergab sich nach Tisch Gelegenheit.

Will war zu Tisch geblieben, und Phinele hatte sich nach anfänglichen Stänken aber ihre Anwesenheit mit der Erklä- rung zurückgegeben: Will habe sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen wollen, der verehrten Schriftstellerin ihre Auf- wartung zu machen.

Nun waren Welsch und Hinrichsen mit ihrer Zigarre in das Arbeitszimmer Welschs gegangen. Frau Marie wollte Will ihre Autographensammlung zeigen, und Frau Gerlinde zog sich auf ihr Zimmer zurück.

Phinele, die bei Tisch still und bedrückt gewesen war, schien darauf nur gewartet zu haben. Sie hing sich fest in den Arm der Mutter und bat um die Erlaubnis, bei ihr bleiben zu dürfen.

Raum hatte die Lar sich hinter ihnen geschlossen, da über- ließ sich Phinele einem wilden Zärtlichkeitsausbruch, dem Frau Gerlinde gerührt standhielt.

„Mein Kind!“, sagte sie zart, „ich bin ja so glücklich, daß ich Dich einmal wieder habe.“ Aber sie sprach seine Ver- gnügte aus und fragte nichts. Wenn Phinele nicht selbst das Bedürfnis hatte, sich anzuvertrauen, dann war im Er- fragen das Beste und Eigenste auch nicht zu ergründen.

Sie setzte sich auf das Sofa und zog Phinele neben sich nieder.

Die Augen der Romanheldin. Es ist nahezu unglaub- lich, welchen Qualen die Augen einer Romanheldin mit- unter ausgesetzt sind. So heißt es z. B. in einer Novelle, die in den Spalten einer Provinzialzeitung erschien: „Sie warf ihre Augen umher.“ „Sie rollte die Augen.“ „Ihre Augen flogen zur Decke empor.“ „Ihre Augen sanken zu Boden.“ „Ihre Augen flogen auf einen dunklen Gegen- stand.“ „Ihre Augen sprühten Blige.“ „Ihre Augen glän- ten wie Stohlen.“ „Ihre Augen schienen zu erstarren.“ „Ihre Augen schiederten Dolchblitze.“ „Sie verschlang das Bild mit den Augen.“ „Ihre Augen schienen ihre Pupillen durch- bohren zu wollen.“ „Ihre Augen wanderten unruhig um- her und blieben dann an seinen Lippen hängen.“ „Sehe be- greiflich, daß ihre Augen schließlich um Schonung suchten.“

Das Testament Vanderbills. Am 22. Juli starb bekannt- lich in Paris William A. Vanderbilt. Der Hauptteil seines Vermögens, nämlich 75 Millionen Dollar, geht an seine beiden Söhne. Seine Tochter, die Herzogin von War- borough, erhält 2 1/2 Millionen Dollar zur freien Ver- fügung. Von weiteren 2 1/2 Millionen erhält sie nur die Zinsen mit der Maßgabe, das Kapital nach ihrem Er- messen ihren Kindern zu bereiten. Ihre beiden Söhne, Lord Blanford und Lord Ivor Chapin, erben je einen Million Dollar. Jedes Kind ist verpflichtet, alljährlich dem Vander- bill-Fonds, der von dem verstorbenen Vater begründet wurde, einen Beitrag anzuführen. Dieser Fonds dient öffent- lichen Zwecken und beträgt schon heute 5 Millionen Dol- lar. Die Vanderbilt-Universität erbt 250 000 Dollar, die Warburtonsche auf Long-Island 50 000. Die wertvolle Ge- mäldeammlung geht an das New Yorker Metropolitanm. An Berged, Wertpapieren und Grundstücken hinterläßt William A. Vanderbilt insgesamt ein Vermögen von etwa 56 Milliarden Mark.

Literatur.

Unter dem Titel „Vollgut deutscher Dichtung“ beginnt in dem Verlage von J. F. Weber (Illustrierte Zeitung) in Leipzig eine Auswahlausgabe von Klassikern in wohl- stellen, würdig ausgestatteten Lieferungen zu erscheinen. Als Herausgeber sind Professor Dr. Max Heiler und Dr. Hans Wahl in Weimar gewonnen worden. Das „Vollgut deut- scher Dichtung“ verfolgt nicht nur den Zweck der bequemen Anschaffung unserer Klassiker, deren Geist und gerade heute so not tut, es stellt sich gleichzeitig die Aufgabe, eine Aus- wahl der heute noch lebendigen Werke, eine Auswahl der Bestleistungen, die ihm das Geschick der Gegen- wart anvertraut, von der klassischen Literatur noch kennen sollte. Denn über die wichtigsten Werke unserer klassischen Literatur nicht kennt, gewinnt auch kein literarisch fähiger Urteil über die Gegenwart. Das „Vollgut deutscher Dich- tung“ umfaßt Werke von Lessing, Goethe, Schiller, Kleist, den Romantikern (Fick, Fouqué, Arnim, Brentano), Märke, Hebel. Es ist beabsichtigt, das Werk in etwa 125 Lieferun- gen herauszugeben.

Weltgeschichte in zehn Bänden. Von Theodor Lindner, Professor an der Universität Halle. Erster Band: Altertum. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin. Der Nachwelt als schönste Frucht seiner geistigen Tätigkeit eine vollständig abgeschlossene Weltgeschichte zu hinterlassen, ihr den weiten Weg der Menschheit von den ersten Anfängen histo- rischen Geschehens bis auf unsere Tage lebendig und selbst aufzuzeichnen — dieses ideale Ziel jeder Lebensarbeit hat der berühmte Verfasser der neubändigen „Weltgeschichte seit der Völkerwanderung“ noch kurz vor seinem Tode mit der Fertig- stellung eines das Altertum behandelnden Bandes erreicht. Weltgegründet auf das Fundament antiker Ge- schichte, die hat nach ihren äußeren Daten wie ihren inneren Problemen klar und in klarer Konzentration herausgearbeitet wird, erhebt sich nun diese zehnbändige „Weltgeschichte“ als ein harmonisches Monumentalwerk, das, überall geistvoll und doch allgemeinerfänglich gestaltet, ohne Zweifel zu den wertvollsten Dokumenten moderner deutscher Geschichtsschrei- bung und gleichzeitig zu den brauchbarsten Hausbüchern im besten Sinne gehört.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63, Fernr. 4520 u. 1630

Ein Handmännchen noch — und die Innenwelt fährte sich gegen unsere Herzen auf. Ich schleifte einen Steinblock herbei und richtete ihn an der Stelle unseres Liebesbundes als Erinnerungszeichen auf. So oft mein Weg mich in die Heimat führt, biege ich in den Wald und verweile sinnend an dem Denkmahl, wie an dem Grabe eines geliebten Toten. Und sie ist ja auch tot, meine Maria. Ich habe sie nie wiedersehen, so viel ich auch nach ihr gesucht habe unter dem bescheidenen Zigeunerhimmel. Und wenn sie auch lebt — meine Maria ist es dennoch nicht, deren Jugend ich einst taumelnd ertränkte. Meine Maria lebt nur noch in meinen Träumen; da aber blüht sie in unvergänglicher Schönheit, wie vor mir auf meinem Schreibtisch das bronzene Zigeuner mädchen, an dessen Hals Marijas Amulett hängt. Und das blühende Silberbild befindet sich immer wieder, daß Maria recht habe, als sie sagte: „Es setzt dein Herz für alle Zeit an mich, so daß du mich nie vergessen wirst.“

Geschichte und Siegeszug der „Esperanto“-Sprache.

Das Problem, ein künstliches System internationaler Ver- ständigung zu schaffen, ist gelöst durch die Hilfssprache Espe- ranto. Der Gedanke der Einführung einer solchen Sprache wurde bis jetzt von vielen Leuten als unausführbar angesehen, weil sie das für unmöglich hielten, was bisher noch nicht existiert hatte (vgl. Luffschiff und Flugschiff). Dieses Vorurteil ist unbegründet und steht im Gegensatz zur Ansicht der be- rühmtesten Philologen und Gelehrten, welche dieser Frage ein besonderes Studium gewidmet haben. Sie denke hierbei an die Aussprüche des Philologen Max Müller, des Pro- fessors Hugo Schuchardt, von Bacon, Pascal, Des- cartes, Voltaire, de Voltaire, Corbillac, Bo- taire, Burnouf, Reibniz und Wiesjche. Vetterer schrieb im Jahre 1878 („Menschliches, Allmenschliches“): „In irgendeiner fernem Zukunft wird es eine neue Sprache, zuerst als Handelssprache, dann als Sprache des geistigen Verkehrs überhaupt, für alle geben.“ Wogu hätte auch die Sprachwissenschaft ein Jahrhundert lang die Gesetze der Sprachen studiert und das Notwendige, Wertvolle, Ge- lungene an jeder einzelnen Sprache abgelehnt?“

Wohlmerkt, es handelt sich keineswegs um eine allein dastehende Sprache, um eine Universalprache, welche die einzelnen Mutterprachen verdrängen will, wie es früherzeit das bekannte „Kolibri“ wollte. Nein, im Gegenteile hierzu hat das Esperanto ein ganz anderes Ziel: Esperanto will die Mutterprache eines jeden Einzelnen nicht verdrängen, son- dern es will für jeden eine zweite, leicht erlernbare Sprache sein. Wegen seiner leichten Erlernbarkeit hat es rapide Fortschritte in der ganzen Welt gemacht. Sie ist auf der ganzen Erde verbreitet. In allen europäischen Län- dern existieren Esperanto-Gesellschaften, welche für seine Verbreitung arbeiten. Auch in Amerika, Japan und Australi- en sind seine Fortschritte sehr groß. Von Tschist ist folgender Ausspruch anzuführen: „Ich habe“, so sagt er, „das Kolibri sehr kompliziert gefunden, das Espe- ranto dagegen sehr einfach.“ Die Opfer, welche jeter- manns anderer europäischen Welt bringt, indem er einige Zeit dem Erlernen dieser Sprache widmet, sind so bezeich- nend, daß man diesen Verlust nicht zu vermissen kann.“

Womit werden die Fortschritte des Esperanto bewiesen? Durch die Tatsache, daß es in mehr als 60 Ländern verbreit- et ist, daß es mehr als 60 Esperanto-Beitragungen und mehr als 1000 Esperantobücher gibt (darunter Lehrbücher in 38 Sprachen), daß der Pflanzunterricht und Selbstunterricht in großen Ländern stetig an Boden gewinnt und von verschiedenen Regierungen eingeführt und zugelassen wird. Außerdem beweißen die bisher abgehaltene 12 inter- nationalen Esperantokonferenzen seine Tragfähigkeit. Diese fanden statt in 1. Boulogne sur Mer (1895), 2. Genf (1906), 3. Cambridge (1907), 4. Dresden (1908), 5. Barcelona (1909), 6. Washington (1910), 7. Antwerpen (1911), 8. Krakau (1912), 9. Wien (1913), 10. Paris (1914), 11. San Francisco (1915), 12. Haag (1920). Daraus ist ersichtlich, daß das Verständigungsmittel Esperanto lebt und nicht nur eine Zukunft, sondern eine Gegenwart hat.

S. Schabe, Halle.

